

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 262. Bromberg, den 13. November 1931.

Das doppelte Gesicht

Roman von Max Neal.

(Urheberschutz für (Copyright by) Knorr & Hirth G. m. b. H., München.)

(5. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Der Herzog hatte sich in ein Gefühl hineingesprochen, daß er beinahe Mitleid mit sich selbst empfand. „Ich will Sie durchaus nicht zur Vorspiegelung eines Gefühls für mich veranlassen, das vielleicht gar nicht vorhanden ist oder noch nicht vorhanden sein kann," fuhr er mit großer Wärme fort. „Aber ich will Ihnen sagen, daß ich Sie liebe . . . so innig liebe, wie ich noch nie geliebt habe."

Seine Augen erfüllte bei diesen Worten ein seltsamer Glanz. Seine Züge schienen sich zu verjüngen.

Ein leises Zittern hatte Bettina befallen. Ihr Herz pochte in hastigen Schlägen.

Johann Georg ließ ihre Hände los. „Die Liebe eines älteren Mannes kann nie so himmelstürmend sein, wie die eines Jünglings. Aber sie ist dafür um so tiefer, und ein Verrat an ihr würde um so bitterer schmerzen."

Er hielt einen Augenblick inne und betrachtete seine Hände, als suche er Zeit zu gewinnen für das, was er noch auf dem Herzen hatte. „Verzeihen Sie mir die Frage, Bettina..." sagte er dann zaudernd, „hegt Ihr Herz Liebe zu einem andern?"

Bettina erschrak heftig. Auf diese Frage war sie nicht vorbereitet. Sie wußte nicht gleich: sollte sie die Wahrheit gestehen oder verschweigen. Aber es widerstrebte ihr, den Herzog, der offen sein Innerstes vor ihr ausbreitete, zu belügen. „Hoheit, als wir noch in Rußland lebten, war ich mit einem jungen russischen Offizier namens Iwan Taschew verlobt. Aber er hat mich schon vor fünf Monaten verlassen und ist nie wieder zurückgekommen."

Johann Georg preßte die Lippen aufeinander. Ein sonderbares Gefühl stieg in ihm auf bei dem Gedanken, daß dieses liebe, reizende Geschöpf bereits einmal vom Hauch der Liebe berührt worden war. Und daß es ein anderer war, dem diese Liebe gegolten, daß ein anderer die roten Lippen Bettinas geküßt hatte. Aber dann trat diese Anwandlung von Eifersucht wieder zurück vor dem heißen Verlangen, sie sein Eigen zu nennen. „Werden Sie ihn vergessen können?" fragte er mit verhaltener Stimme.

„Er verdient es nicht, daß man sich seiner erinnert," erwiderte Bettina mit großer Festigkeit, während in ihrer Seele die offene Wunde brannte.

Und wieder ergriff der Herzog ihre Hand. „Wollen Sie mir dann die Hand fürs Leben reichen, Bettina?"

In Bettina rief die Stimme, die sie so oft gemahnt hatte: sage Nein! Aber sie fand nicht die Kraft und den Mut, dieser inneren Stimme zu folgen. Sie hauchte ein dünnes, flatterndes Ja.

Der Herzog führte ihre Hand an seine Lippen und küßte sie innig. „Ich danke Ihnen. Sie machen mich sehr glücklich. In acht Tagen soll unsere Verlobung feierlich begangen werden. Und nun gestatten Sie, daß ich Ihre Frau Mutter von dem freudigen Ereignis unserer Unterredung verständige."

Er wollte zur Tür, als Joachim von Erken eintrat.

„Melde gehorsamst, das Aktenstück ist von mir persönlich in der Staatskanzlei übergeben worden."

Bettina starrte Erken mit weit aufgerissenen Augen an. Es verschlug ihr fast den Atem. Dann stieß sie heiser hervor: „Iwan??!!"

Der Rittmeister richtete erst seinen Blick erstaunt auf die Komtesse, dann sah er fragend auf den Herzog, der mit zusammengezogenen Brauen den Ausruf Bettinas vernommen hatte, und sagte in höflichem, ruhigen Ton, während ein dünnes Lächeln seinen Mund umzuckte: „Mademoiselle scheinen mich zu verwechseln . . . mein Name ist Joachim von Erken."

Bettina stand in namenloser Verwirrung dem Rittmeister gegenüber. Eine Blutwelle hat ihr Gesicht übergossen. Langsam strich sie mit dem Rücken der Hand über ihre Stirne, als wollte sie einen bösen Traum verscheuchen.

„Sie kennen also die Dame nicht?" fragte der Herzog und ein leiser Unterton von Zweifel schwang in seiner Stimme mit.

„Nein, Hoheit. Ich sehe die Gnädigste heute zum erstenmal in meinem Leben," antwortete Erken und blickte dem Herzog gerade und offen in das Gesicht. „Es wird wohl eine gewisse Ähnlichkeit meiner Person mit jenem Iwan Schuld an der Verwechslung sein."

Das junge Mädchen bebte am ganzen Körper. Sie war nahe daran, Erken ins Gesicht zu schreien: „Du bist Iwan... so täuschen kann ich mich nicht! Warum verleugnest du dich!" Aber dann besann sie sich. Mit Aufbietung ihrer ganzen Kraft riß sie sich zusammen und sagte, mühsam ihre Erregung bemeisternd: „Es wird wohl so sein, daß mich eine frappante Ähnlichkeit des Herrn von Erken mit dem russischen Offizier irregeführt hat."

Der Herzog maß dem Zwischenfall jetzt, wo er ja seine Aufklärung gefunden zu haben schien, keine weitere Bedeutung mehr bei. Wie sollte ein russischer Offizier als deutscher Rittmeister Adjutantendienst bei ihm versehen. Schon diese Tatsache allein bewies, daß Bettina von einer zufälligen Ähnlichkeit zwischen den beiden Männern getäuscht worden war. Völlig beruhigt wandte er sich an den Rittmeister und erklärte mit sichtlichem Stolz: „Hier stelle ich Ihnen die Komtesse von Hauenstein vor, meine Braut."

Erken antwortete mit militärischer Verbeugung: „Meinen untertänigsten Glückwunsch, Hoheit."

Fünftes Kapitel.

In dem kleinen Rokokopalais, das der durch Napoleon vertriebenen Familie Schmettow gehört hatte und das durch seine fein gegliederte Architektur, durch seine elegant profilierten Linien und das prächtig geschnitzte Eingangstor dem Hauptplatz des Städtchens besonderen Reiz verlieh, war um die gleiche Zeit Vicomte de Semour mit der Abfassung eines Berichtes an Napoleon über die Spionageaffäre beschäftigt.

Der nicht sehr große, mit kostbaren Wand- und Deckengemälden geschmückte Ballsaal des Palais, das jetzt Eigen-

tum der französischen Regierung war, war zum Arbeitszimmer des Gesandten umgewandelt worden. Nahe einem der hohen Fenster, vor dem jetzt die Vorhänge zugezogen waren, um die hereindringenden Sonnenstrahlen abzuhalten, befand sich der große, breit ausladende Schreibtisch des Vicomte.

Semour hat den linken Ellenbogen aufgestützt und den Kopf auf die Hand gelegt und starrte unschlüssig auf das vor ihm liegende Papier, während er mit der rechten Hand den oberen, befederten Teil der Kielfeder nachdenklich an den Mund drückte wie jemand, der sich besinnt, was er eigentlich schreiben sollte.

Irgend etwas Sicheres vermochte Semour bezüglich der Spionageaffäre dem Kaiser nicht zu melden. Er mußte sich daher auf Vermutungen beschränken, die er durch eine geschickte Darstellung und durch eine eingehende Schilderung der zarten Beziehungen zwischen dem Herzog und der Komtesse von Hauenstein zur Gewißheit umzustempeln suchte.

Eben wollte er die Feder wieder ansetzen, als an der Tür geklopft wurde. Er war etwas ärgerlich über die Störung, hatte er doch ausdrücklich befohlen, jetzt niemand vorzulassen. Auf sein ungehaltenes „Herein" erschien der Geheimsekretär Poisson.

„Was wollen Sie? Sie wissen, ich habe zu arbeiten", sagte der Vicomte ein bißchen brüsk.

Poisson entgegnete beinahe etwas feindselig: „Und ich habe gearbeitet, Herr Vicomte." Er zog einen Stoß Papiere aus der Brusttasche und breitete sie vor Semour auf dem Tisch aus.

Der Gesandte blickte sein Faktotum fragend an.

Der Geheimsekretär machte absichtlich eine kleine Kunstpause, ehe er weiterfuhr, um die Wirkung seiner Mitteilung zu steigern. „Während die Gräfin von Hauenstein mit ihrer Tochter das Haus verlassen hatte, um sich in das Schloß zu begeben," erklärte mit einem leisen, spöttischen Lächeln Poisson, habe ich selbst eine kleine Haussuchung bei den Damen vorgenommen in der Hoffnung, verdächtige Schriftstücke zu finden. Das hier ist das Resultat meiner Bemühungen." Dabei wies er auf den Stoß Papiere.

„Nun, haben Sie etwas gefunden?" fragte der Vicomte mit lebhafter Neugierde und legte die Hand auf die Papiere.

„Ja und nein . . . wie man es nimmt. Das meiste besteht aus Rechnungen, zum Teil sogar unbezahlten . . ." fügte er ein bißchen ironisch hinzu . . . „aus Aufzeichnungen für den Haushalt, Adressen von Handwerkern und derartigen für uns belanglosen Notizen — —"

Der Vicomte trommelte ein wenig nervös mit den Fingern auf der Tischplatte. „Um das zu finden, hätten Sie wirklich nicht diesen etwas gefährlichen Schritt zu unternehmen brauchen, in das Haus der Gräfin einzudringen," sagte Semour. Er konnte seine Enttäuschung nicht verbergen.

Poisson warf die Lippen auf und erwiderte gekränkt: „Nun so ganz fruchtlos war meine Arbeit doch nicht. Ich habe nämlich etwas ganz Sonderbares entdeckt."

Der Gesandte horchte auf. Er wußte ja, ganz ohne Beute kam sein Spürhund nicht nach Hause.

„Hier diese Briefe, die die Komtesse von Hauenstein an einen Iwan schrieb," begann der Privatsekretär wieder und griff nach einem mit einem blauen Seidenband zusammengebundenen Päckchen.

„An einen Iwan? Das ist zweifellos ein Russe," erwiderte der Vicomte, wobei er sich überrascht in seinen Stuhl zurücklehnte. „Sie steht also mit einem Russen in Verbindung. Das ist immerhin eine wichtige Entdeckung. Damit hätten wir ja eine Spur."

Poisson hatte inzwischen das Band gelöst und einen der Briefe entfaltet. „Es sind Briefe . . . voll unpolitischer Liebesbeteuerungen," meinte er mit einem schiefen Lächeln, indem er gleichzeitig den Bogen mit der Hand glatt strich.

„Aber sie bieten uns einen Fingerzeig, welchen Weg die Nachrichten von hier nach Rußland nehmen. Er führt zweifellos über diesen Iwan", rief der Vicomte, der seiner Sache schon ganz gewiß zu sein schien.

Poisson hob ein bißchen die Schultern, wie jemand, der noch mancherlei Zweifel hatte. Er teilte den Optimismus seines Chefs nicht. „Mir erscheint nur eines merkwürdig . . . warum hat die Komtesse diese Briefe niemals abgeschickt? Sie hat zweifellos auf Briefe geantwortet, die sie von diesem Iwan erhalten hat. Sie erwidert darin sichtlich Fragen, die er in seinen Briefen gestellt hat."

Der Vicomte rieb sich mit dem Handrücken nachdenklich das Kinn. Er vermochte sich dieses Rätsel auch nicht zu erklären. „Das ist allerdings mehr als sonderbar. Vielleicht sind es nur Konzepte jener Briefe, die sie weggeschickt hat," überlegte er.

„Danach sehen sie nicht aus," meinte Poisson.

„Wer mag dieser geheimnisvolle Iwan sein? Irgendwelche Briefe von ihm haben Sie nicht gefunden?"

„Nein."

„Auch kein Bild?"

Der Geheimsekretär verneinte wieder. „Sie wird die Bilder, die sie von ihm besaß, wohl vernichtet haben, da sie doch vor der Verlobung mit dem Herzog stand," sagte Poisson mit leisem Schmunzeln. Er freute sich, seinem Chef eine noch überraschendere Neuigkeit auftischen zu können, er hatte sie sich bis zuletzt aufgespart. Er liebte es, seine Berichte dramatisch zu steigern.

Semour sprang mit weit aufgerissenen Augen so heftig von seinem Stuhl auf, daß dieser umfiel. „Was sagen Sie? Der Herzog beabsichtigt, die Komtesse zu heiraten?!" rief er verblüfft und in seiner Verblüffung nahm er unbewußt aus seiner goldenen Dose eine kräftige Prise.

Der Geheimsekretär nickte lebhaft, wobei er den Mund zu einem breiten Grinsen verzog. „Eben in diesem Augenblick dürfte zwischen ihr und dem Herzog ein Einvernehmen erzielt worden sein. Die Verlobung ist so gut wie perfekt."

Der Gesandte schüttelte mißbilligend den Kopf. „Was wird der Kaiser zu dieser Heirat sagen?"

„Er wird wütend sein, wie ich mir vorstellen kann," entgegnete Poisson mit einem mokanten Zug im Gesicht. „Er liebt nicht Mariagen, die ohne sein Zutun und seine Einwilligung zustande kommen. Und diese Mariage mit der Tochter seines verhaßten Feindes wird ihn besonders in Harnisch bringen."

Der Vicomte begann nachdenklich von einer Ecke des Saales in die andere zu wandern. Dann blieb er wieder vor Poisson stehen, der ruhig und abwartend am Schreibtisch lehnte, und faßte ihn vorne an einem Knopf des Rockes. „Wenn es uns gelänge, die Komtesse so rasch als möglich als Spionin zu entlarven, dann wäre von selbst diese Napoleon unerwünschte Heirat unmöglich gemacht. Wir hätten damit zwei Fliegen auf einen Schlag."

Als Poisson schwieg, fuhr Semour, der sah, daß die Gedanken seines Geheimsekretärs andere Wege gingen, fort: „Vielleicht könnte man diesen Iwan dazu benutzen, die Komtesse der Spionage zu überführen."

Poisson rieb sich die Handflächen, wie er das immer tat, wenn er angestrengt nachdachte.

„Ich glaube, ich habe einen Weg gefunden, der zum Ziel führen könnte", sagte er nach einer kleinen Weile siegessicher.

„Und?"

„Es ist besser, ich mache das ohne Wissen des Herrn Vicomte. Man kann nie voraussehen, wie so etwas glückt. Darum ist es richtiger, ich nehme es allein auf meine Kappe. Wenn es schief gehen sollte, dann können Herr Vicomte beschwören: ich weiß von nichts."

Semour lächelte befriedigt. Bei derartigen „Arrangements" ließ er seinem Geheimsekretär immer freie Hand. Er wußte, er konnte sich vollkommen auf ihn verlassen. Poisson hatte eine verwünscht gute Spürnase. Der Vicomte richtete sich etwas auf. „Es müßte nur gleich sein, ehe ihr etwas von Napoleons kriegerischen Absichten bekannt wird und sie Zeit hat, den Plan des Kaisers an Rußland zu verraten."

„Noch heute, Herr Vicomte," erwiderte der Geheimsekretär und sein Wesen hatte wieder etwas Devotes und Schleichendes bekommen.

„Ich bitte mir aber aus, daß nichts geschieht, was mit der Ehre der französischen Gesandtschaft nicht vereinbar wäre," sagte Semour mit einer gewissen Unruhe, die er nicht ganz los wurde.

Poisson verneigte sich zustimmend und bat, gehen zu dürfen.

(Fortsetzung folgt.)

Besuch im Dehmelhaus.

Von Dr. Heinrich Schleichert.

Es war ein hoher Frühsommertag, einer, wie ihn Richard Dehmel liebte, als er noch vom Dehmelhaus in der Westerstraße zu Blankenese seine Ausflüge machte, quer durch die Heide oder an das Steilufer der Elbe, mit dem weiten Blick über Strom und Land.

Solch ein Sommertag war es. Sonne und heller Himmel, überall Licht. In den Gärten von Blankenese blühte und grünte es. Die alten Fischerhäuser hatten sich mit den schönsten Farben geschmückt. Und im Garten des Dehmelhauses spielten ein paar Kinder.

Die Birken des Gartens schüttelten im Sommerwind ihre Zweige; die steingeborene nackte Frau in der Mauernische träumte in das Grün und schien die Verse zu sprechen, die der Dichter Dehmel einst aufgeschrieben:

„Der Mensch will selig werden auf Erden —
Weißt du noch, wie man das machen muß?" — —

. . . Das Dehmelhaus hatte Gäste. Eine Feierstunde für den toten Dichter sollte begangen werden.

Durch einen tannbeschatteten Gang steigt man die Treppe hinauf. Nun steht man im Arbeitszimmer des Toten, freundlich empfangen von seiner Gattin, die das Werk des Dichters mit Liebe und Sorgfalt hütet, die sein Andenken mit Treue und Anhänglichkeit pflegt.

Hier also befand sich des Dichters Werkstatt. Wenn er von einsamen Wanderwegen zurück gekommen war und im Vorflur Lodenmantel und Schlapphut abgeworfen hatte, ging hier sein Ringen um gedankliche, dichterische und menschliche Klarheit weiter, fügte sich Zeile an Zeile, bis das Kunstwerk „stand". Oder auch nicht? Denn oft, sehr oft wurde es mit Frau und Freunden besprochen. Und Liliencron, der Hamburger Freund, und Falke, der Hamburger Getreue, schickten die ihnen zur Begutachtung gesandten Manuskripte zurück mit vielen, sehr vielen Verbesserungen. Das war noch eine Freundschaft, wie wir sie heute kaum noch kennen. Freundschaft bedeutete Fördern und Helfen in allen Lebenslagen, nicht mit belanglosen Redensarten, sondern mit Gründen und Taten. Wenn solch eine Sendung aus Hamburg zurück gekommen war, setzte bei Dehmel wieder das Ringen ein, bis sich dann der Schlußstein fügte, bis das Werk endlich vor aller Kritik — und die eigene war die schärfste — standhielt. Alle Freunde Dehmels fanden im Blankeneser Dichterhaus willig Einlaß. Mancher, der hinaus ging, war gefördert, gehoben und selbst zum Schöpfer geworden. —

Josef Winckler sandte einst ein Gedicht. Dehmel las es seiner Familie morgens am Frühstückstisch im hellen Eßzimmer vor. Des Dichters alte Mutter saß dabei, hörte zu und sagte dann ganz schlicht: „Da ist uns eine Flamme ins Haus geweht!" Dehmel stand auf, ging hinaus und schrieb das Gedicht von der heiligen Flamme, das später in seinem Kriegsbrevier stand, obgleich es nichts mit dem Kriege zu tun hat und schon lange vor seinem Ausbruch aufgezeichnet worden war. —

Weiter erzählt die Gattin des Dichters von ihrem Toten. Kleines und Großes, Schlichtes und Tiefes aus seinem Leben, Freudvolles und Leidvolles, Tolles mit dem Baron Liliencron und Sanftes mit dem Lyriker Falke. Der Neffe des Dichters liest aus seines Oheims Dichtungen — und dessen Gedanken füllen den Raum. Eine Weihestunde . . .

Des Dichters Bücher in den Schränken, alle Ausgaben von der ersten bis zur letzten in lückenloser Vollständigkeit, erwachen zum Leben. Die vielen Freundesbriefe in den Schrankfächern, peinlich genau geordnet von Frau Ida Dehmel, lassen ihre Schreiber auf geheimnisvollen Wegen in den Raum treten. Da kommen sie alle: Liliencron und Gustav Falke, Mombert und Burte, Arno Holz und Johannes Schlaf, die Brüder Hart, George und Rilke, Gerhart Hauptmann und Emil Gött, Wilhelm Schäfer und Emil Strauß . . . Die Geschichte der gesamten modernen deutschen Literatur wird wach. Die Toten und Lebenden der neueren Dichtung sind hier mit Briefen vertreten. Und manches Päckchen birgt erstaunliche Mengen.

In den Schränken findet man allerlei Geschenke, die der Dichter erhielt, die er mit Liebe hegte, die er sammelte, die ihm als Geschenke heilig waren. Jedes hat seine Geschichte, und diese Geschichten kennzeichnen den Dichter wie nichts anderes.

Wundersames Dichterleben ist überall. Auch in den Bildern, die Künstlerhand schuf. Die Urne mit des toten Dichters Asche steht auf seinem Schreibtisch; da, wo er einst gesessen hat; von wo er als Kriegsfreiwilliger in den Weltkrieg zog; wo er zum letzten Male den Stift in die Hand nahm, um dann an einer tückischen Krankheit nach längerem Liegen hinüber zu schlummern in jene fernen Lande; von wo ihn Trauergeleit hinweg führte.

Hier sagte er seine letzten Worte, als ihn die Nichte sacht in die Kissen gebettet hatte. Dann warteten seiner jene Flammen, die schon zu Lebzeiten in seiner Seele ein hohes Feuer entfacht hatten. .

Er schwebt noch um uns. Auch dann noch, wenn wir das Haus schon lange verlassen haben, das Haus, das hell neben ernsten Tannen und Kiefern, neben schimmernden Birken steht, in der Westerstraße zu Blankenese, die man vor einiger Zeit in Richard Dehmel-Straße umgetauft hat. Auch dann noch, wenn wir die sonnige Heide durchwandern auf Pfaden, die Dehmel schon beschritt, der Dichter, der Freund der Heide und Natur, der Sohn des märkischen Försters. —

Ein schneidend kalter Wintertag war es, mit scharfem Ostwind und hohem knirschenden Schnee. Da ging ich wieder einmal zum Dehmelhaus, um dessen Pfade sich in der kalten Mittagssonne der Schnee türmte. Es sollte Abschied genommen werden von der liebenswürdigen Wirtin, Abschied von dem Haus, Abschied von all dem, was darin so oft zu mir gesprochen hatte. Wohin die Lebensfahrt von neuem ging, das wußte ich noch nicht. Trauer war halb in meinem Herzen und halb Hoffen. Und als der Geist des Dichters Dehmel zu mir gesprochen hatte . . .

Draußen im Garten waren die Birken kahl. Die Kiefern knarrten vor Kälte. Der Schnee knirschte bei jedem Schritt. Das Frauenbild in der Mauernische des Hauses aber sah mich dieses Mal nicht verträumt an, obgleich es einem Traum von Schnee jetzt glich. Und wieder griff die Frage mich an, die zugleich Antwort wird:

„Der Mensch will selig werden auf Erden —
Weißt du noch, wie man das machen muß?" . . .

Die Kunst des Alterns.

Von Hans Bethge.

Die ernsten Empfindungen, die das Altern auslöst, bleiben keinem erspart, — vorausgesetzt, daß es uns überhaupt bestimmt ist, in die Jahre des Alters hinüberzuwechseln, und wir nicht schon vorher dem Kampf ums Dasein Valet sagen müssen. Die Melancholie des Alterwerdens wird von dem einzelnen sehr verschieden getragen. Dem einen fällt der Übergang leicht, dem anderen ist er mühevoll, dem dritten kann er zu einer Tragödie werden, die den Menschen und seine ganze Umwelt erschüttert.

Ach, die Wonnen der Jugend zu kosten ist leicht. Man wandert beschwingt wie im Frühling, Übermut strahlt aus allen Gesten, das Alter ist weit, man denkt nicht daran, Blüten winken an sonnigen Wegen, man pflückt sie unbekümmert, schmückt sich damit und wirft sie wieder weg, wenn schönere winken. Die Tage sind ein reizender Taumel, die Augen blicken sieghaft zu den Sternen, das Leben ist wie ein Fest.

Glücklich jeder, der diese Zeit mit gesundem Körper und sorgenlos durchkosten darf, sie ist für die meisten die schönste des Daseins. Die Zeit der Reife, die ihr folgt, wird zugleich die Zeit der Beruhigung. Pflichten haben sich eingestellt, und das Leben verlangt, daß wir eine klare und sichere Stellung zu den Verhältnissen gewinnen, in deren Kreis sich besonders unser berufliches Handeln abspielt. Der ernste Begriff der Verantwortung nimmt uns in Beschlag, um uns das ganze Dasein über nicht freizugeben. Ihm haben wir unser Tun und Denken unterzuordnen, er wird der eigentliche Leitstern unserer Lebenswanderung, wenigstens für die, welche in der Gestaltung des Daseins eine ernste und wichtige Aufgabe erblicken.

Aber dann stellen sich eines Tages die ersten grauen Haare ein, man erschrickt, man meint plötzlich in eine Art Stillstand der Lebensführung zu blicken, und das öde Be-

wußtsein meldet sich, daß die Zukunft vermutlich durch nichts wesentlich Neues mehr das Bild unserer Tage verändern wird. Man fühlt: Du hast, ohne daß du es recht merktest, die Höhe deiner Tage überschritten; du fängst an, in diesem und jenem Bemühen nachzulassen, der Trieb zur Unternehmung hat nicht mehr den alten Elan. Die Erfolge beim anderen Geschlecht vermindern sich, die Jugend fängt an, dem Alternden gegenüber sich merkwürdig respektvoll zu benehmen. Kurz: Man merkt an allem, das Alter meldet sich, es ist nicht mehr fortzuleugnen!

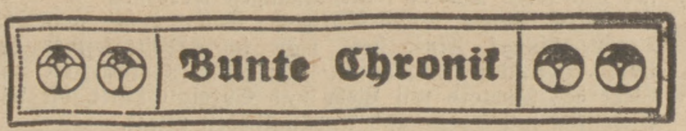
Diese Zeit ist für viele die kritischste ihres Lebens, besonders für die Frauen. Sie empfinden nichts schmerzlicher, als daß sie ihre äußeren Reize, durch die sie andere zu fesseln wußten, zu verlieren beginnen. Sie wissen: Ihre stärkste Waffe wird ihnen erbarmungslos entrissen, und manche lehnen sich mit einem verzweifelten Trotz dagegen auf, den man verstehen kann, der aber nicht einen einzigen der schicksalhaft entgleitenden Tage aufzuhalten vermag, denn gegen das Altern ist kein Kraut gewachsen, wie man ein unwiderlegbares Sprichwort passend abwandeln darf.

Nun, man kann diese Dinge auf sehr würdige Art ertragen und man kann sich sehr würdelos dabei verhalten. Es gibt Frauen, die in diesem „gefährlichen Alter“ durch eine hysterische Würdelosigkeit nicht nur sich, sondern auch den Mann, an dessen Seite sie schreiten, aufs äußerste lächerlich machen. Sie möchten, bevor sie wirklich alt werden, noch einmal den Glanz eines großen Erlebnisses über sich ergehen lassen, sie wollen sich noch ein letztes Liebesglück ertrotzen und lassen sich in törichter Verblendung auf Abenteuer ein, die sie, als sie die Welt noch durch ihr reizendes Gesicht bezauberten, stolz zurückgewiesen hätten. Sie werfen sich weg, sind enttäuscht, werfen sich wieder weg, um schließlich doch verzichten zu müssen, weil die Falten auf der Stirn entscheidender sind als aller krankhafter Wille, das holde Dasein noch einmal, einmal, einmal zu genießen!

Der Weise erträgt diese kritische Zeit des Alterns mit einem Lächeln. Gewiß, es ist ein Lächeln der Entsagung, aber es ist doch ein Lächeln, also etwas, was das Erlebnis verklärt und versöhnlich gestaltet. Der Weise hat die Gewißheit, daß auch das Altern seine freundlichen Reize mit sich bringt, daß es wichtige Vorteile birgt, die uns die Tage mit der mild leuchtenden Sonne des Herbstes vergolden. Dinge, die früher unsere Leidenschaft entzündeten, betrachten wir nun mit Ruhe, und wir begreifen kaum noch, daß wir es einmal für wert hielten, uns darüber zu erregen. Lebenserfahrung, kluge Einsicht, Abgeklärtheit, — sind es nicht preisenswerte Eigenschaften, die unser Dasein zu einer schönen Wanderung durch das rosige Licht des Abends gestalten? Wer gesund ist und sich eine helle, erkenntnisklare Seele bewahrt, für den bedeutet das Altern nicht nur eine von der Natur gewollte Selbstverständlichkeit, sondern auch das Herannahen einer Zeit der Verinnerlichung, aus der das Temperament durchaus nicht ausgeschaltet zu sein braucht; das Herannahen einer Zeit des Abstandes zur Leidenschaft und der selbstsicheren Betrachtung des Weltgetriebes. — Auf würdige Art zu altern ist ein Stück Lebenskunst.

Der Lebemann mit den Bockwürsten.

Jeder Mensch hat einen Drang nach oben, will seine Lage verbessern, es zu etwas bringen. Den Wunsch verspürte auch Joseph Gorzalski. Der einundzwanzigjährige Jüngling war es müde geworden, jeden Morgen in die Milwaukeer Fabrik zu laufen, in der er arbeiten mußte. Er wollte sein Dasein genießen, den Lebemann spielen dürfen. Und weil ihm selbst das nötige Geld dazu fehlte, so sah er sich nach einer Quelle um. Er fand sie bald in der Kiste seines Onkels, der im väterlichen Hause wohnte. Da drinnen lagen nämlich einige tausend Dollar in guten Banknoten. Und der brave Onkel, der den Banken kein Vertrauen schenkte, war so leichtsinnig, die Kiste niemals abzuschließen. Also schöpfte Joseph, der Lebenshungrige, aus dem Vollen. Das gelang ihm so gut, daß er innerhalb eines Jahres 3300 Dollar aus der Kiste herausholte und unter die Leute brachte. Leider ertappte der leichtsinnige Onkel den braven Neffen eines Tages doch beim Herumfischen in seiner Kiste, und er schlug fürchterlich Krach. Die Folge davon war, daß Joseph bald vor dem Richter stand. Der wollte vor allem wissen, auf welche Art und Weise der Jüngling das Geld angelegt hatte: „Wie frönten Sie denn Ihrer Lebemannssucht?“ — „Sehr einfach“, erklärte Joseph unschuldsvoll, „ich habe meine Freundinnen und meine Freunde eingeladen, mit mir zum nächsten Stand zu gehen, und da haben wir dann eine Bockwurst nach der anderen gegessen“. — „Und dann?“ Joseph wunderte sich. „Dann war nichts mehr.“ — „Sie wollen damit doch nicht etwa behaupten, daß Sie das ganze Geld nur in Bockwürsten angelegt haben.“ — „Doch. Etwas anderes habe ich nicht dafür gekauft. Es hat mir Spaß gemacht, allen Leuten Bockwürste überreichen zu können.“ Der Richter sah sich genötigt, diese engelhafte Unschuld des Lebemannes als mildernden Umstand gelten zu lassen: „Sechs Monate Besserungsanstalt.“ Der geschädigte Onkel war damit freilich nicht zufrieden. Er weinte vor Gericht beinahe vor Wut. „Was hat er denn nur?“ wunderte sich der brave Neffe, als er abgeführt wurde. „Ich habe dem Onkel doch 200 Dollar in der Kiste gelassen!“



* **Eine Weckuhr bringt John ins Kittchen.** Eine gut gezielte Weckuhr machte kürzlich der Freiheit von John Smith, einem von der Polizei in Liverpool seit langem gesuchten Mitgliede der dortigen Unterwelt, ein vorzeitiges Ende. Smith war mit zwei Gesinnungsgenossen bei einem Einbruch überrascht worden. Den beiden anderen gelang es zu flüchten, John jedoch, dem die Schutzleute hart auf den Fersen waren, hatte nur noch Zeit, in einem Garten eine vorläufige Zuflucht zu suchen. Aber hier mußte er bald entdeckt werden; so versuchte er, in das Haus selbst einzudringen, um vielleicht von dort aus entkommen zu können. Als er jedoch das Haustürschloß zu öffnen versuchte, weckte das Geräusch den Hausherrn, Mr. Davis Singer. Dieser sah bei einem Blick aus dem Fenster den unten an der Tür hantierenden Einbrecher. Da Mr. Singer keine andere Waffe zur Hand hatte, ergriff er den auf dem Nachttisch stehenden Wecker und schleuderte dies seltsame Geschoß nach dem Eindringling. Mit so gutem Erfolge, daß John Smith, am Kopfe getroffen, betäubt zu Boden sank. Der pflichttreue Wecker sah damit seine Aufgabe indes noch nicht als erledigt an, sondern begann im nächsten Augenblick ein lustiges Geläute. Das fürchterliche Gerassel erregte begreiflicherweise die Aufmerksamkeit der noch immer die Nachbarschaft absuchenden Polizisten, die dann neben der Weckeruhr ihren Freund Smith fanden. Er wird nun Gelegenheit haben, in stiller Zurückgezogenheit über das riesige Pech nachzudenken, daß Mr. Singer seinen Wecker gerade auf die Minute gestellt hatte, wo er dessen Haus einen unerbetenen Besuch abstatten wollte.

*

* **Samurai und Samariter.** Die amerikanischen Gelehrten sind bekanntlich spekulative Köpfe. Aber die neueste Entdeckung des Professors E. Odlum von Vancouver, der übrigens einige Jahre auch an der Universität Tokio Vorlesungen hielt, hat nicht nur an den Ufern des Stillen Ozeans Kopfschütteln erregt. Dieser Forscher will nämlich dartun, daß die einst in Japan allmächtigen Familien der Samurai mit den im Heiligen Lande wohnhaften Samaritern eng verwandt sind; die gewöhnlichen gelbgesichtigen Söhne des Reiches der aufgehenden Sonne gehörten einer ganz anderen Rasse an als jene Edelleute, die wegen ihrer Hautfarbe die „Weißen Japaner“ genannt werden. Hier wie dort wurde die Gottheit in Zedernhainen verehrt, und besonders die Worte „Samariter“ und „Samurai“ wiesen auf diesen Zusammenhang hin. Professor Odlum ist mit allerlei wissenschaftlichen Auszeichnungen geschmückt, was aber die japanische wie die amerikanische Presse nicht hindert, ihn reichlich mit Spott zu übergießen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.